

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sterne und Blumen. 1881-1925 1904

29 (17.7.1904)

Sterne und Blumen.

Illustrirte Unterhaltungsbeilage zum „Saupheimer Amtsblatt“.

Mitbearbeitet

von

Philipp Wasserburg („Laicus“) in Mainz.

N^o 29.

Sonntag, den 17. Juli.

1904.

Der Einsiedler von der Hallig.

Erzählung von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Barfeld verneigte sich zustimmend. Eine Ableitung des Gesprächs in ruhigere Bahnen nach der Aufregung der jetzt verstrichenen Minute tat ihm wohl. „Umflutet von den Wogen der Nordsee,“ begann er, nachdem er seine Gedanken gesammelt hatte, „liegen an Schleswigs westlicher Küste, als Ueberrest einer größeren Landstrecke, die im Laufe der Zeit dem Meere nach und nach zur Beute geworden, mehrere unbedeutende Inselchen. Die größeren derselben sind theils durch Dünen gegen die Wellen geschützt, die, mit Ebbe und Flut kommend und gehend, immer neue Versuche machen, auch die letzten Brocken eines früheren Raubes dem nimmerfatten Meerungeheuer zuzuführen.

Bei der Ebbe tritt die See so weit zurück, daß ein meilenweiter Schlafgrund bloßgelegt wird, der die Verbindung zwischen einigen Eilanden auch ohne das Mittel der Schifffahrt ermöglicht, bis die Flut, oft mit ungewöhnlicher Schnelligkeit, zurückkehrt. Sie stürmt herbei, vom Nebel begleitet, und wehe dem Unglücklichen, der auf dem trügerischen Pfade überrascht wird; die Flut zieht den Wanderer unbarmherzig mit sich in das nasse Grab. — Im Gegensatz der größeren, geschützten Inseln werden die kleinen Eilande Halligen genannt. Eine solche Hallig ist ein flaches Grasfeld, das zuweilen kaum zwei bis drei Fuß höher liegt als der gewöhnliche Stand des Meeres; oft wird sie von den Wogen überschwemmt, im morastigen Bodensatz zurückgelassen. Kein Halm, kein Strauch kann deshalb hier in der Ebene gedeihen. Wir kennen nicht das duftende Laub der grünen Bäume, in deren Schatten man sich anderswo flüchtet vor der Sonne, ja selbst das köstlichste Geschenk der Vorsehung, das Trinkwasser, des Aermsten allgemeines Gut, wir kennen's nicht, und süßes Wasser muß als kostbarer Trank das feste Land uns spenden; wir selber sammeln nebenbei die Tropfen der Wolken, die nur dem daran Gewöhnten im Notfalle genießbar sind, in Zisternen.“

„Welch ein trübes Bild, dieser Aufenthalt!“ sagte Lydia halblaut; — „und hier leben Menschen von Geschlecht zu Geschlecht, — leben und fühlen sich glücklich?“

„Fragen Sie den Halligbewohner, dem die Liebe zur

Heimat angeboren, wie dem Schweizer das Heimweh, ob er seinen Aufenthalt, oder die Aussicht, dort friedlich sein Leben zu beenden, mit dem dauernden Aufenthalt in der glänzendsten Residenz vertauschen will. Breiten sich doch vor seinen Augen die fruchtbarsten, reichsten Strecken aus. Ist doch hinter den Deichen des festen Landes in seiner Nachbarschaft ein Boden, der seinen Bebauern einen Ueberfluß bietet, wie wenige der Welt, wo das schwerste Korn reift, der Klee duftet, sich stolze, prächtig ausgestattete Bauernhöfe mit Bewohnern voll Lebensfreude, vertraut mit allen Genüssen des Daseins erheben; und doch blickt er neidlos auf sie und fühlt sich glücklich auf seinem hungrigen, traurigen Eiland, um das er

ruhelos kämpfen muß, oft mit Gefahr des eignen Lebens, gegen die tückische See. Wenn Sie einen Begriff von den Szenen hätten, die wir schon in Sturmesnächten hier erlebt, die Erinnerung an das von Ihnen Erduldete würde Ihnen minder schrecklich erscheinen. Es gehört ein erprobter Mut dazu, nicht zu verzagen, wenn das Meer seine Wogen, wie Mauerbrecher, unermüdet gegen die einzelnen Werften schleudert. Zitternd widerstrebt der Erdhügel dem stürmenden Andrang, bis ein Stück nach dem andern hinunterschießt, und die Pfosten des Hauses der Gewalt des Wassers kaum widerstehen. Die aus dem Schlaf geweckten Bewohner flüchten sich in die höchsten Räume des schwankenden Gebäudes, während in dem unteren Gefaß die eindringende Meerflut mit dem sauer erworbenen Eigentum des Halligers, er-

worben vom eignen Schweiß und vom Schweiß der Voreltern, sein furchtbares Spiel treibt; aber oft bietet dieser letzte Zufluchtsort den Unglücklichen keine Rettung. Die See steigt höher und höher; durch alle Fugen quillt und quirlt das Wasser, der Boden hebt sich schwankend unter den Füßen der gefährdeten, hilflosen Bewohner — ein Krach, ein Schrei — der Dachstuhl senkt sich — brausend schäumt ein Wogenknäuel zusammen — in seinen wilden Armen reißt er Trümmer und Leichen dahin —“

„Entsetzlich! entsetzlich! halten Sie ein!“ rief Lydia, „genug der düsteren Bilder. Dieselben werden unauslöschlich vor meiner Seele stehen. — Aber Ihre Schilderung,“



Die Gartenbau-Ausstellung in Düsseldorf.
(Ausstellungshalle, davor das Haus für tropische Wasserpflanzen.)

fuhr sie fort, da eben die Magd, die in einem Winkel dem Bericht ihres Herrn gelauscht hatte, wieder das Zimmer verließ, „Ihre Schilderung zeigt mir, wie ernst der Beweggrund sein muß, der durch eigene oder fremde Schuld Sie an dieses meerdurchwühlte Eiland bannt. Ihre Heimat ist es nicht, ein Gast sind Sie ihm, wie ich selber und während meine ganze Seele sich von hinnen drängt, fetten Sie ein ganzes Dasein an diese Scholle — unbegreiflicher, rätselhafter Mann! Mir müßte vor Ihnen grauen, erfäße nicht ein tiefes Mitleid meine Brust.“

„Ja, bemitleiden Sie mich,“ rief Barfeld wehmütig. „Mitleid ist das einzige, das ich von Ihnen annehmen kann und darf. Ihr Mitleid,“ fügte er wie im Traume hinzu, „sei der Genius, der in einsamen Winternächten als Trostbild meiner Seele Frieden zulächelt; dann wird der Einsiedler der Hallig nimmer, nimmer allein sein!“

Ein leichter Wind schwellte am nächsten Morgen die Segel des Fahrzeugs, das in einiger Entfernung von der Halliginjel Anker geworfen hatte, und sich nun wieder, nachdem ein leichtes Boot ihm Passagiere gebracht, zur Abfahrt vorbereitete. Vom Deck des Schiffes flatterte ein weißes Tuch dem einsamen Manne in der Ferne auf der Hallig den letzten Scheidegruß Lydia Bernheims zu. In der Kajüte aber saß Niels, den das Vertrauen seines Rheders zu einem Kapitänsposten berufen hatte. Ein ehrenwerter Wirkungsfreis harte des jungen Seemanns, und dennoch war's, als müsse ihm das Herz brechen vor Leid und Weh.

Wenige Tage nach der Abreise Niels und der Witwe fand in dem Kirchlein der Hallig zu später Stunde die Trauung Hella Martensens mit Felix Freiherrn von Waldenow statt. Erst am andern Morgen erfuhren die Bewohner der Halliginjel das Ereignis; im Gotteshause selbst war nur der Priester, der die heilige Handlung verrichtete und der Mann auf dem Chor vor der kleinen Orgel, der während der kurzen Zeremonie von dem Brautpaar ungesehen, dem unscheinbaren Instrument ergreifende Töne entlockte, Zeugen des Schwurs gewesen, der ein Menschensein verband.

Drittes Kapitel.

„Mutter, Mutter! Ein Schiff wirft Anker — eine Felle bringt Passagiere ans Land! — wenn's Felix wäre, — wenn er käme, da nun das Jahr verstrichen ist, Weib und Kind zu holen! Wie lange schon harre ich sein!“

Frau Martensen erhob sich von ihrem Platz neben der Wiege, die ein schlummerndes Knäblein barg; sie trat ans Fenster zu ihrer in heftiger Aufregung befindlichen Tochter und rückte den grünen Augenschirm höher. „Ich sehe nichts als einen dunklen Punkt,“ sagte sie nach einer Weile, „ach, meine armen Augen! Mit jedem Tage wird ihre Sehkraft schwächer; könnten sie nur noch Dein Glück, das Glück meines Enkels erschauen, — gern wollte ich sie dann für immer schließen.“

„Mutter, nicht diese Worte,“ bat Hella; „o, wüßtest Du, wie ohnedies mir bang zu Mute ist! Wie die Ahnung eines Unglücks liegt es auf mir. Und siehst Du, ich fürchte wieder, Felix ist nicht der Ankömmling. Mein Herz hätte längst jubelt; er ist's nicht, und doch wollte er zurückkehren, schon seit zwei Monden hier eintreffen.“

„Wer weiß, was passiert ist,“ versuchte die Mutter tröstend einzuwenden. „Jetzt erkenne auch ich das Boot, — drei Männer sitzen darin.“

„Und der eine von ihnen ist Niels!“ rief Hella laut, „ich täusche mich nicht — der gute treue Niels, der mich längst fern von hier glaubt; wie soll ich ihm begegnen? — Ach Mutter, ich weiß, Felix liebt mich, ich bin sein höchstes Glück; noch der letzte seiner Briefe sagte mir's, und doch, Niels hätte mich nicht harren lassen, meinst Du nicht auch, Mutter?“

Frau Martensen seufzte leise. „Ich meine, wir beugen unser Haupt unter Gottes Führung,“ erwiderte sie. „Zweifle nicht an Deines Gatten Treue, sandte er nicht erst sein Bild an goldener Kette für seinen Sohn, schrieb er nicht jubelnd von der nahen Stunde, wo er unabhängig Dich, sein Weib vor Gott, auch so nennen dürfe vor allen Menschen?“

„Du hast recht, Mutter; ich bin ein kleinmütiges, verzagtes Geschöpf,“ entgegnete Hella. Aber er kann krank sein, die Folgen jener Nacht, die ihn an unser Eiland warf, bleiben nicht aus, und erschütterten seine zarte Gesundheit, er selber schrieb es. Ach, wenn er nun litte, — und ich dürste

nicht zu ihm, ihm Pflegerin zu sein! — Doch sieh,“ unterbrach sie sich, „das scheinen zwei vornehme Herren zu sein, die eben mit Niels ans Land sehen, besonders der eine mit dem Ordensbändchen im Knopfloch; aber wie finster und bleich er aussieht; jetzt zeigt Niels auf unser Haus und wendet sich zum Gehen, — o Mutter, wenn sie zu uns wollten, Kunde von ihm brächten, — böse Kunde, denn wenn es gute wäre, käme er selber.“

„Kind, wie Du zitterst!“ — und der alten Frau Stimme bebte selber bei diesen Worten — „können die Fremden nicht von ihm gesendete Boten sein, die Dich holen?“

Hella schüttelte zweifelnd das Haupt; mit atemloser Spannung beobachtete sie die beiden Männer, die wirklich dem Häuschen zuschritten, während sie eifrig mit einander zu reden schienen.

Der eine um einige Schritte voraus, in einen braunen Reisemantel gekleidet, ein rotes Bändchen im Knopfloch, war sichtlich der Vornehmere. Er konnte etwa fünfunddreißig Jahre zählen, und sein bleiches, fast hartloses Gesicht wäre nicht ungeschön zu nennen gewesen, hätten nicht die grauen, von einer goldnen Brille bedeckten Augen einen Ausdruck von List und Tücke zur Schau getragen, der unwillkürlich abstoßen mußte. Dasselbe Gefühl flößte auch die Erscheinung seines in Schwarz gekleideten Begleiters ein, der einen Pelzmantel über dem Arm trug; und doch war auch dieser Mann, vielleicht um einige Jahre älter, keineswegs häßlich. Er bewegte sich in einer kriechenden Unterwürfigkeit, während der andere jedenfalls gewohnt war, zu befehlen.

„Lechamps, es ist ein schwerer Gang; aber ein Majorat hängt von ihm ab. Sie darf ihn nicht wiedersehen; fort muß sie mit Güte oder Gewalt!“

„Sie wird gehen, gnädigster Herr. Der Teufel hat die Hand im Spiel und steht uns zur Seite. Welch ein Glück, daß das Schiff, das uns hierher brachte, jenen Niels zum Kapitän hat, der einst des Mädchens Bräutigam war. Ich habe ihn mirbe gemacht, den Burschen; er nimmt sie mit nach Amerika, das Blatt im Kirchenbuch wird vernichtet, und statt Kind und Gattin bringen wir dem Herrn Baron von Waldenow die traurige Kunde, daß beide mit dem einstigen Freier auf und davongegangen.“

„Lechamps! Lechamps! Wir spielen ein gewagtes Spiel. Vergiß nicht, sie ist Mutter, und wenn sie nun ihres Kindes halber das äußerste wagte und selber zu ihm eilte oder sich dem Geistlichen anvertraute, der das verwünschte Eheband geschlossen?“

„Keine Sorge, gnädigster Herr. Ich habe mehr als eine Verlassene beschwichtigt; lassen Sie mir nur freie Hand — doch da sind wir zur Stelle.“

Er öffnete die Tür des Häuschens und trat hinter seinen Herrn, der sich eben tief vor der ihm entgegenkommenden Hella verneigte.

„Ist dies die Wohnung der Frau Martensen?“ fragte der Fremde höflich.

„Ja, mein Herr, Frau Martensen ist meine Mutter,“ entgegnete die junge Frau mit schwankender Stimme.

„So sind Sie Hella Martensen?“

„Ich nenne mich Hella Baronin von Waldenow, mein Herr.“

Der Fremde ließ, wie prüfend, seine Augen über die Gestalt der Redenden gleiten, dann neigte er das Haupt. „Armes Kind!“ murmelte er laut genug, um von Hella verstanden zu werden.

„Arme, junge Dame!“ tönte hinter ihm eben so verständlich die Stimme des Kammerdieners.

Der Tochter der Witwe drohten die Kräfte zu versagen; nur mit Mühe hielt sie sich aufrecht.

„Ist es uns vergönnt, in einer Angelegenheit von Wichtigkeit einige Worte zu Ihnen zu reden, gnädige Frau?“

Hella öffnete die Tür des kleinen Wohnzimmers. „Mutter,“ sagte sie tonlos, „hier sind zwei Herren — wünschen mit uns zu reden.“ — Die Stimme versagte ihr.

Frau Martensen erhob sich. „Seien Sie mir willkommen und verzeihen Sie der alten Frau, deren geschwächtes Augenlicht ein Ungefähr völlig auslöschen kann, wenn ich meiner Tochter überlasse, die Pflichten der Hausfrau zu erfüllen. Sie haben einen Auftrag, meine Herren?“

Die Männer setzten sich — Lechamps bescheiden im Hintergrunde. Hella stützte sich auf den Stuhl ihrer Mutter. „Erlauben Sie mir, mich Ihnen vorzustellen,“ nahm der Fremde das Wort. „Ich komme aus der Residenz B., mein Name ist

Waldemar von Herbach. Der Baron Felix von Waldenow ist mein Vetter."

"Der Baron Felix von Waldenow ist mein Schwiegersohn," bemerkte Frau Martensen würdevoll.

"Mein Gatte, durch Priesterhand mir verbunden, und Vater dieses Kindes," fügte Hella hinzu.

Sie schlug den Vorhang der Wiege zurück und wies auf das rosige Kindesantlitz, dessen große, blaue Augen sich eben dem Lichte öffneten und neugierig auf die fremden Männer starrten.

"Das ist Herr Lechamps, der Kammerdiener und Sekretär des Barons, ein seinem Herrn mit erprobter Liebe und Treue seit Jahren ergebener Diener; weder mein Vetter noch ich haben ein Geheimnis vor ihm."

Lechamps verneigte sich.

"Mir beizustehen in der Erfüllung meines schmerzlichen Auftrages," fuhr Herbach fort, "erbat ich mir seine Begleitung. O, wüßten Sie, wie schwer es einem fühlenden Herzen fällt —"

"Zur Sache!" unterbrach ihn Frau Martensen.

Der Edelmann zögerte, als scheue er sich, zu beginnen; sein Blick fiel, wie bittend, auf den Kammerdiener, doch dieser machte ein abwehrendes Zeichen und der Baron nahm, wie gezwungen, zögernd das Wort von neuem auf. "Mein geliebter Vetter, Sie kennen ihn ja selber und seinen Charakter," begann er stotternd, "ist ein beklagenswerter Mensch. Jung, von Trübsinn heimgesucht, erschien ihm das Leben ohne Freude und ohne Reiz. Da warf ihn der Zufall an diesen Strand, allein, sich selbst überlassen, ohne meinen, des älteren Freundes Beistand, der ihm, dem Schwankenden, an sich selber Zweifelnden, bisher nie gefehlt. Er sah Hella Martensen, und ihre Schönheit, ihre Lieblichkeit flößten ihm Gefühle ein, die er bisher nie gekannt, die er für Liebe hielt —"

"Herr von Herbach!" unterbrach Hella und richtete sich stolz empor.

"Ich bitte, lassen Sie mich ausreden, — die er für Liebe hielt, — sagte ich; hätte er sich mir vertraut, ich hätte ihn eines Bessern belehrt; aber er zog es vor zu schweigen, und als er nach jener verhängnisvollen Reise, die mir beinahe den teuren Verwandten geraubt hätte, in der Residenz anlangte, ahnte ich selber nicht, daß er eine Handlung vollzogen, die ihn zum Elendesten, Beklagenwertesten aller Sterblichen machen sollte."

"Mein Herr!" schrie Hella auf, "womit habe ich diese Worte verdient? Worte, die mich um so mehr entrüsteten dürfen, als sie so entschieden im Widerspruch mit den Briefen stehen, die ich von Felix erhielt."

"Seit zwei Monden kenne ich meines Veters Geheimnis — und jene Briefe," fuhr Herbach mit grausamer Ruhe fort, "die inniges Mitleid, keine Liebe ihm in die Hand gab — die aber Ihnen so lang als möglich den süßen Frieden des Herzens bewahren sollten, — ich persönlich diktierte sie. Armes Kind, Felix von Waldenows Herz hat keine Worte mehr für Sie."

Wider Erwarten bewahrte Hella, trotz dieser entsetzlichen Eröffnungen, eine gewisse Selbstbeherrschung. Allerdings erwiderte die Unglückliche keine Silbe; dagegen überzog eine Leichenblässe ihr Antlitz, dessen Lippen fest aufeinander gepreßt waren; aber sie schritt ungebrochen zur Wiege des Kindes und nahm vorsichtig den Knaben auf ihren Arm; dann kehrte sie zum Stuhle der Mutter zurück und stellte sich dem Edelmann gegenüber, ihm fest ins Auge blickend. "Erzählen Sie mir alles," sagte sie jetzt mit leidenschaftsloser dumpfer Stimme; "Sie können denken, wie Ihr Bericht mich interessiert."

Nicht ohne einen Ausdruck der Bewunderung ruhten des Kammerdieners Augen auf den Zügen Hellas, die sich ihre völlige jungfräuliche Reine bewahrt hatten.

Der andere aber fuhr mit erheuchelter Trauer, nur dann und wann einen listigen, den Eindruck des Berichts auf die Damen erlauernden Blick auswendend, fort: "Hella, der Liebe haben Sie die Seele meines Verwandten erschlossen, Sie haben an ihren Pforten geklopft, daß sie aufsprangen, aber nimmer zogen Sie hinein. — Hella, mein Vetter Felix ist der unseligste aller Menschen; er liebt Sie nicht mehr; Ihr Name ist seinem Ohr ein Schreckensklang, der Name seines Kindes ein Donnerwort — und doch wird er den Schwur halten, den er Ihnen einst gelobt. Ich soll Sie heimführen, an die Stätte seiner Ahnen, die zürnend ihre Häupter ab-

wenden von dem Entarteten. O, Hella, Hella, haben Sie Erbarmen mit dem Jammer meines Veters, — ja ehe ich die mir aufzutragende Pflicht erfülle, will ich Sie in die Seelenmacht des Unglücklichen blicken lassen. Hella ich weiß, Sie werden mir folgen." —

"Ja!" — fest und ehern klang die Stimme der jungen Frau; — "ja, denn ich bin Mutter!"

Des Edelmanns Augen funkelten unheimlich. "Hella," fuhr er fort, "Sie haben wohl bedacht, welches Los Sie erwartet, die Felix in einem Augenblick des Leichtsinnes an sich fettete, welches Los Ihr Kind, das er hassen muß, erwarten wird."

"Felix von Waldenow ist mein Herr und Gemahl; was er über mich und mein Kind beschließt, wollen wir tragen in Demut und Geduld."

"Brav! Sehr brav! O, mein Herz bricht, und doch muß ich reden. — Hella, nicht Sie zu hören kommen wir, sondern Ihnen nur ein Geheimnis zu enthüllen. In Ihrer Hand liegt das Verderben des Mannes, den Sie noch immer lieben, aber vergessen Sie nicht, daß jeder Flecken, den Sie auf seinen Namen schleudern, auch jenes Wesen trägt, das sich auf Ihren Armen wiegt. Zeigen Sie sich stark, teure Rufine, eine Todssünde lastet auf Waldenow. Er verübte sie, ehe ich von dem Bündnis erfuhr, das der Unselige auf diesem Eiland geschlossen. Felix ist zum zweiten Mal vermählt, seit er Ihnen Treue schwur!"

Mit dumpfem Aufschrei sank Hella zu Boden; das Kind, das ihre Arme noch immer umschloß, begann, laut zu weinen.

"Hella, geliebtes Kind!" rief Frau Martensen und sprang vom Stuhle auf, der Tochter zu Hilfe zu eilen; bald hatte diese sich wieder ermannt; sie legte das Kind in die Wiege, dann trat sie mit einer so stolzen Haltung vor den Edelmann hin, daß sich die unheimlichen Gäste fast wider Willen erheben mußten.

"Herr Waldemar von Herbach," sagte sie mit fester, wie Erz tönender Stimme, "gehen Sie hin und erzählen Sie Ihrem Vetter das Weh und das Elend, dessen Zeuge Sie an dieser Stätte waren. Mögen Sie es ihm sagen, — ich liebe ihn noch, den Räuber meines Glückes, — liebe ihn als Gatten, den Vater meines Kindes, und ewig werde ich ihm die Treue halten, die ich ihm gelobt und die er frevelnd gebrochen. Möge er glücklich werden an der Seite eines Weibes, die betrogen ward wie ich selber. So lange Gott meiner teuren Mutter das Leben läßt, werde ich auf der Hallig bleiben — und dann will ich fort mit meinem Kinde — in die Fremde, je weiter, je besser. Tot soll sein Vater für den Knaben sein, nur so vermag ich, ihn beten zu lehren für den Namen dessen, der ihm das Dasein gab."

"Verzeihen Sie," nahm nun Herr Lechamps das Wort, "wenn ich einzuschreiten mich unterfange; wäre es nicht geratenere für beide Teile, wenn die junge Dame und ihr Kind schon jetzt die Insel verlassen? Ihre Ehe mit dem Baron Felix ist hier bekannt, Ihr weiterer Aufenthalt auf der Hallig könnte befremden. Nachforschungen würden von Ihren Freunden angestellt. Gerüchte verbreiten sich leicht, die Kunde eines Skandals durchfliegt im Nu eine Welt; sollte sie nicht den Weg von der Nordsee bis zur Residenz finden können? Wenn wirklich noch ein Fünkchen der Liebe für meinen unglücklichen, jungen Herrn in Ihrer Seele schlummert — bleiben Sie nicht hier. Diese Anweisung, die ich Ihnen im Namen Felix von Waldenows zu überreichen die Ehre habe, wird Ihnen und dem Kinde an einem friedlichen Orte der neuen Welt ein stilles, bescheidenes Dasein sichern."

(Fortsetzung folgt.)

Wasserrosen.

(Nachdruck verboten.)

Wie sich Wasserrosen vom Erdreich ranken,
So sehnt sich die Seele nach goldenem Licht,
Und die weißen Lilien der Lichtgedanken,
Sie blühen auf betendem Angesicht.

Und wenn die Seele von Nacht war umfangen,
So träumt vom Erwachen der selige Mund;
Es lebt in uns allen ein tiefes Verlangen
Nach himmlischem Leben im Herzensgrund.

Carlruhe.

Luisa Bruhn.

Die Düsseldorf-Gartenbau-Ausstellung.

(Mit vier Abbildungen.)

(Nachdruck verboten.)

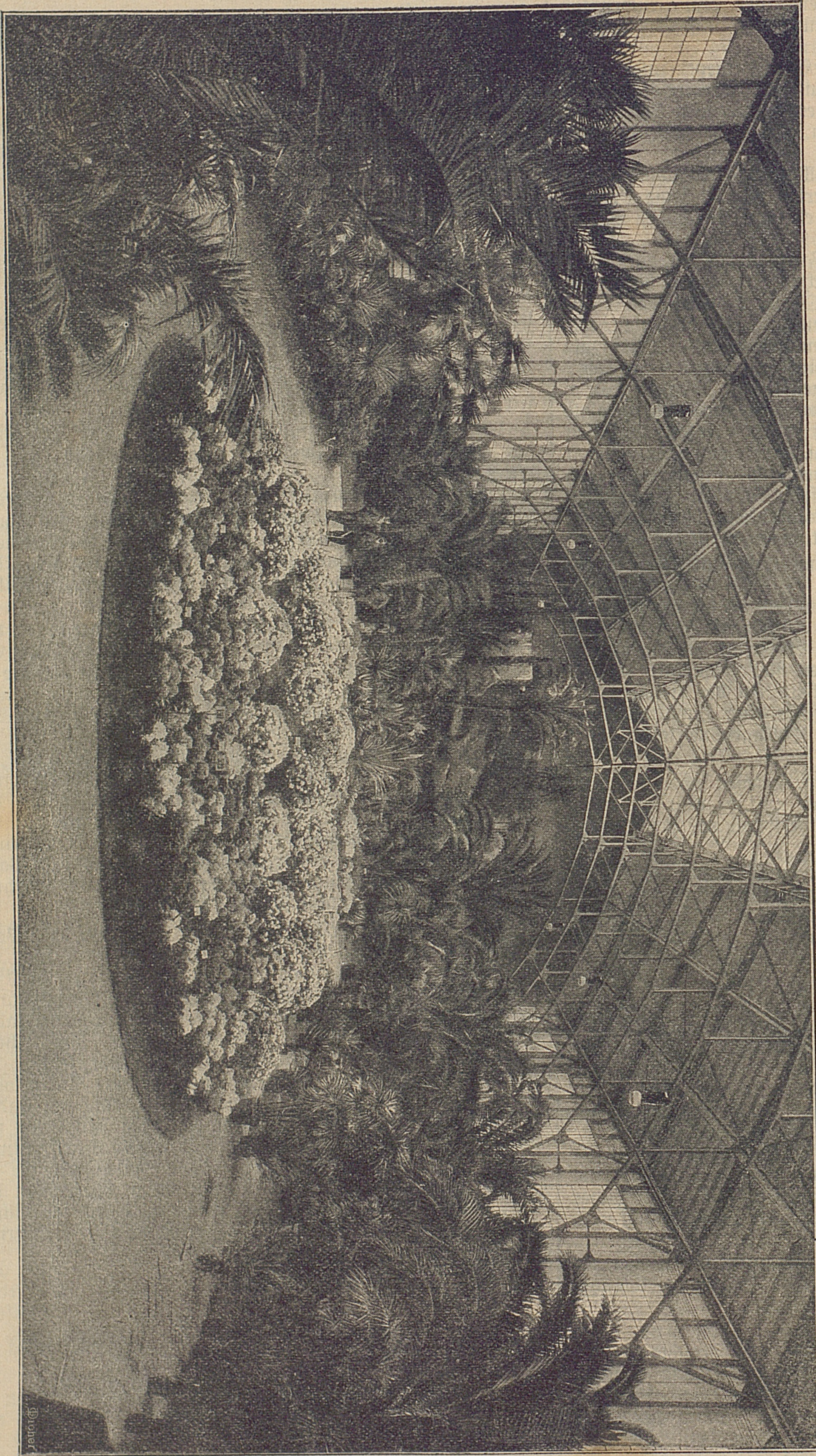
In der rheinischen Kunststadt Düsseldorf wurde am 1. Mai 1904 mit der internationalen Kunstausstellung eine ebensolche Gartenbauausstellung eröffnet, die sich eines

Geländes zu einem Kaiser-Wilhelm-Park umgewandelt werden. An der Spitze des gewaltigen Unternehmens steht der Geschichtsmaler Professor Roeder, der für alle Gebiete des Gartenbaues hervorragende deutsche Fachmänner gewann. Alle Länder Europas haben sich mit ihren Erzeugnissen auf dem Gebiete der Gartenbaukunst an der Ausstellung beteiligt, die mit ihrer duftigen Farbenpracht einen herrlichen Anblick bietet.

Wenn der Besucher die langgestreckte in einen märchenhaften Wintergarten verwandelte Haupthalle betritt, wird er vor allem die hohen Palmen bewundern, welche die Seitenwände und den Hintergrund schmücken. Die große, links im Hintergrunde unserer Abbildung sichtbare Dattelpalme hat eine Stammhöhe von zwölf Metern und mußte auf zwei aneinander gekoppelten Wagen nach Düsseldorf gebracht werden. Sie stammt, wie die größten und schönsten der Palmen in dieser Abteilung aus dem berühmten Palmengarten des deutschen Gärtners W. Winter in Bordighera (ital. Riviera).

Eine besondere Anziehungskraft für die Besucher der Ausstellung bildete während der ersten vier Tage die Orchideen-Ausstellung. An der Spitze derselben stand der Orchideenzüchter Otto Beyrodt in Mariensfelde bei Berlin, der die bedeutendsten Orchideenzüchter aus Deutschland, England, Frankreich, Belgien und Holland zur Beteiligung an diesem Unternehmen heranzog. So kamen 5000 verschiedene Arten zur Schau, die in ihren eigenartigen Formen, der schimmernden Farbenpracht und dem wunderbaren Dufte als einzig dastehend gerühmt wurden. Durch künstliche Züchtung war es gelungen, Abarten zu schaffen, wie solche in Farbe und Zeichnungen jeither noch nicht erreicht worden sind. Die zwölf wertvollsten dieser künstlich gezüchteten Arten waren unter einem sorgfältig verschlossenen Glaskasten zu sehen. Wie kostbar diese Pflanzen waren, geht daraus hervor, daß ihr Kaufwert die Summe von 250 000 Mark betrug. Die gesamten Orchideenausstellung war mit über 3 Millionen Mark versichert. Leider konnte diese seltene blühende Pracht nur wenige Tage dauern, aber für den Herbst ist eine zweite Orchideenausstellung geplant.

Als das schönste Gebäude auf der Ausstellung gilt das große Diorama. Der im griechischen Stil gehaltene Bau



Die Gartenbau-Ausstellung in Düsseldorf: Ein Blick in das Innere der großen Blumenhalle.

äußerst regen Besuches und rühmlichster Anerkennung erfreut. Sie befindet sich auf dem Gebiete der großen Industrie- und Gewerbeausstellung des Jahres 1902; nach ihrer Beendigung im Oktober soll der weitaus größte Teil des

mit seinen Bogengängen und Lichthöfen enthält elf Abteilungen, in denen die Entwicklung der Gartenkunst dargestellt wird. Eine der interessantesten dieser Abteilungen zeigt einen japanischen Garten, in welchem Nadelhölzer, Sträucher

und Blüten zu sehen sind, die sich ausschließlich aus der japanischen Pflanzenwelt zusammensetzen. Auch eine Anzahl künstlich verkümmert und in der Entwicklung zurückgebliebener Nadelbäumchen — bekanntlich eine besondere Liebhaberei der japanischen Zucht — ist hier vertreten. Ein mit Bambus überbrückter Bach gibt dem japanischen Garten noch das richtige Ansehen.

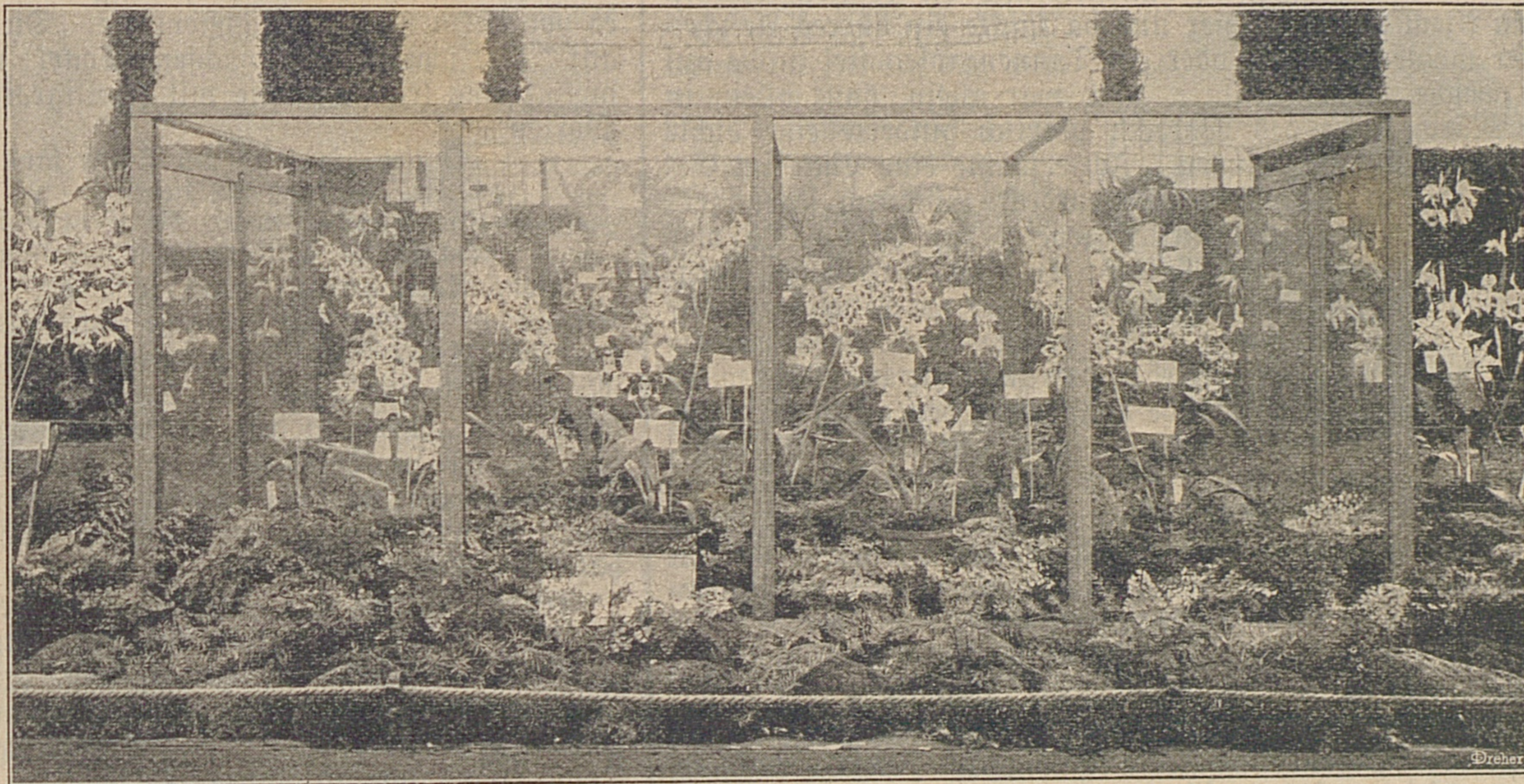
Die Ausstellung steht gegenwärtig unter dem Zeichen der Königin der Blumen, der Rose. In allen Farben prangt die Rose und verleiht dem ganzen Bilde den herrlichsten Glanz. Das Azaleen- und Rhododendronbeet, welches zu Anfang der Ausstellung in der großen Blumenhalle reichlich blühte, ist inzwischen verschwunden. Dafür kann man hier nun die reichhaltigen Kaktusammlung bewundern, die größtenteils ebenfalls von der Firma Winter in Bordighera stammt. Doch sind auch belgische und deutsche Firmen mit bemerkenswerten Exemplaren dieser eigentümlichen Pflanzenart vertreten. Eine getreu nachgeahmte

Auf dem Bergfriedhofe.

Stimmungsbild von **Elisbeth Düker.**

(Nachdruck verboten.)

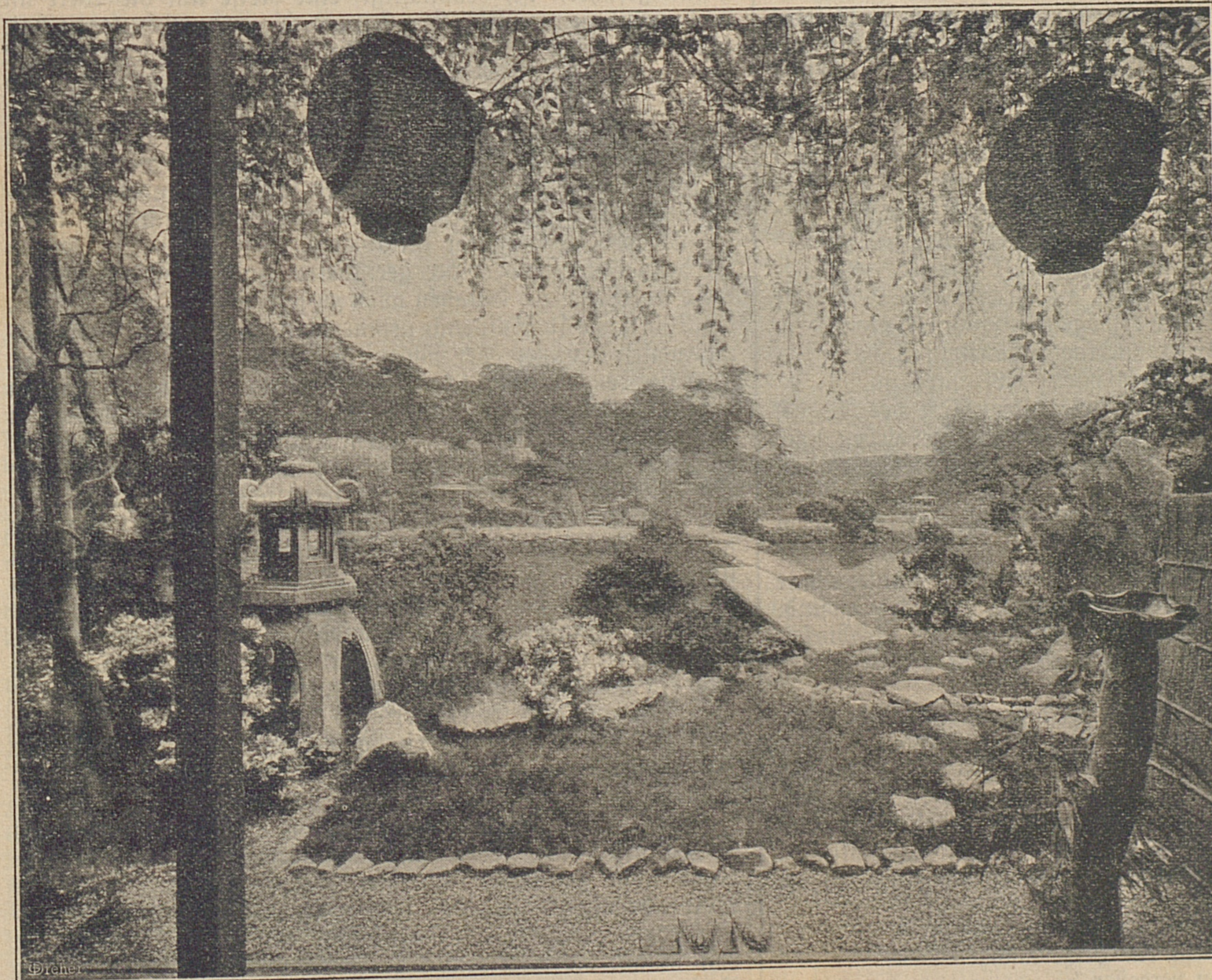
Die lauschigen Waldwege des tief im Tannenwalde eingebetteten Städtchens und modernen Badeortes des Südharzes führen direkt hinauf zu den Höhen, die hintereinander



Die Gartenbau-Ausstellung in Düsseldorf: Glaskasten mit zwölf Orchideen im Werte von 250,000 Mark.

sich türmen. Wie freundschaftlich gesinnete Niesen, welche gemeinsam sich stützend die Berge hinaufstürmen zum Gipfel, stehen die schlanken Bäume, die Luft mit heilkräftigem Ozon durchtränkend. Die Mittagsstunde macht die belebte schöne

Gegend einsam; nur hie und da eilt noch ein verspäteter Kurgast zur Tafel, und nach dem Essen ziehen sich fast alle zurück. Das ist die Zeit beschaunlicher Ruhe, in welcher es so still und lauschig im Walde ist, als könnte man dann etwas erhaschen von seiner geheimsten Poesie. Diese Stunde liebe ich; und so begeben sich gleich vom Hotel ab (die Säugematte und ein Buch im Arme) hinein in den kühlen Waldesschatten. Der liebliche See, der charakteristisch ist für den Ort, träumt in Mittagsruhe, und die sechs Bötchen ruhen auch am Ufer vor dem Vorkenhäuschen. Bald verlasse ich schon die sauberen Waldwege, auf denen alle paar Schritte Bänke zum Niedersitzen einladen. Nein, heute möchte ich indiscret sein und tief eindringen in die dunkelgrüne Wildnis, quer durch den Föhrenhain, planlos wei-



Diorama eines japanischen Gartens auf der Gartenbau-Ausstellung in Düsseldorf.

Entworfen von Maler Gustav Wittschas in Düsseldorf.

mexikanische Landschaft zeigt Gruppen von Kaktuspflanzen aller Art, wie sie sich im heimischen Standorte dem Auge darbieten.

ter hinan, immer höher durch den Tannenhorst. Wie kirchensstill ist's hier!

„Nicht ein Flüstern, nicht ein Schaudern — Um im Schläse nicht das süße — Waldgeheimnis auszuplaudern.“

Und doch fand ich kein Geheimnis, plötzlich und unerwartet, als ich, bald ermüdet, weil seit kurzem erst gewöhnt an das herrliche Schlaraffenleben eines Badeortes, ein besonders gemütliches Plätzchen aufsuchen wollte, um die Hängematte aufspannen zu können. „Wer sucht, der findet“ — wenn auch meistens etwas anderes, als was man sucht.

Kühl und harzdüftig hauchten mir die ersten Tannen ihren Atem entgegen, hier und da knickte ein dürres Nestchen unter meinen Tritten, oder ein Tannenzapfen fiel müde auf das weiche Moos herunter. Ich war allein, ganz allein in der Märchenwelt des Waldes; plötzlich hinderte eine dicke Hecke mein Weiterklettern. Ich erspähte eine Lücke im Gestrüpp, die fand ich bald und entdeckte hindurch sehend ein kleines Grabkreuz, vom Alter geneigt zur Erde. Da war also das Geheimnis des Waldes: ein alter, vergessener Bergfriedhof! O, der eigenartigen Poesie, welche diesen weltentrückten Ort umspinnt! Ich konnte mich ihrem schwermütigen Zauber nicht entziehen und schlüpfte durch die wilde Hecke, die wie eine natürliche Schutzwehr den geheiligten Ort umgab. Als niemand noch an mich auf der Welt dachte, hatte der letzte der Toten, die hier schlafen, schon die Erde verlassen, um in ihrem Schoße dem Gerichte entgegenzuwarten.

Selten gehe ich Großstadtkind auf den Kirchhof; hier im Bergwalde war mir ein Friedhof unverhofft in den Weg gelegt, wie ein ernstes „memento mori“, dem der Mensch so gern aus dem Wege geht. Ich setzte mich auf ein noch gut erhaltenes Grab und las sein Schild. Dort ruhte eine Anna, und heute gerade war Sanct Annatag! Heiße das nicht ein besonderes „Gedenke“? Ich gab es gern — wie der Reiche gibt aus seinem Schatze für den Armen, dem schon die lange Nacht angebrochen ist, „wo niemand mehr wirken kann“:

„Ruh'n in Frieden, aller Seelen!“

Den Ernst der Stunde milderte kein Alltagslaut, kein Vogelklang; es störte den Frieden dieses Ortes nicht der Gedanke an den frischen, herben Schmerz der Angehörigen um die Heimgegangenen; hier wohnt Ergebung und abgeklärte Ruhe, welche aus den längst getrockneten Tränen erblühten. Und ich ließ den stillen Bergfriedhof reden und hörte seine stumme Predigt vom Sterben und Vergessenwerden, die mir mit unmittelbarer Gewalt ans Herz griff und dann sanft und verjöhnlich ausklang in der Aufforderung zum Glauben, Hoffen und Lieben.

Was mag alles dort ruhen unter den verwitterten Grabsteinen, die der Zeit nicht mehr trohen konnten? — Wo sind die Seelen, deren Leiber hier eingeseht sind als Samen der Unsterblichkeit? — „Ruh'n in Frieden, aller Seelen!“ rauschte es in den alten Baumkronen über mir.

Alles, was das Leben bringt an Freud und Leid, wie schrumpft es, an dieser Stätte erwogen, zusammen, gleich dem Körper in der dunklen Gruft, zu einem Häuflein Asche:

„Wie das Herz selbst verschwand, das empfand.“

Doch der herrliche Glaube belebt diesen Ort des Todes, der Glaube an Gott, der Glaube an ein ewiges Leben nach dem Tode. Und der zaghafte Besucher des Friedhofes soll hier seinen Glauben festigen, und mutigen Herzens weiterwandeln; geleitet ihn dann doch die Hoffnung mit tröstlichem Zuspruch. Sieh', dort gaukeln zwei weiße Schmetterlinge unbekümmert über die Gräber, wie ein paar unschuldige Kinderseelchen, die schon in der Anschauung Gottes selig sind.

Hier trifft mein suchender Blick eine morische Grabtafel, deren Inschrift die Hoffnung ausdrückt, welche dem Glauben immer folgt:

„Eine Rosenknospe zart Sie wird einst beim Wiederseh'n Hat dies Kämmerlein bewahrt. In der schönsten Blüte steh'n.“

Und zeigt uns auch dieser Ort mit erdrückender Gewalt die eigene Kleinheit und Nichtigkeit, so dürfen wir doch jubeln: „Aufersteh'n, ja aufersteh'n, wirst du mein Leib nach kurzer Ruh'!“ Und flüstern auch hier die melancholischen Cypressen, die auf jedem Friedhofe sich ein Heimatsrecht erobert haben:

„Wir steh'n auf einem schmalen Raum,
Da drinnen liegt ein Herz kaum,
So ist es schon vergessen.“

Gott wird jener nicht vergessen, die an ihn geglaubt und auf ihn gehofft haben. Das Kreuz fehlt auch hier nicht auf dem einsamen Bergfriedhofe. Seht, selbst dort auf dem eingefallenen Grabe, das mit Unkraut und Gestrüpp überkrochen ist, sind seine Ueberreste zu sehen. Klagend zeigt der eine noch vorhandene hölzerne Kreuzesarm darüber hin in die stille

laue Sommerluft. Buschwerk und hohes Gras schmiegen sich vertraulich um die kleinen Hügel, welche die Zeit mit ihrem eisernen Finger zum Teil schon eingedrückt hat. Und das Kreuz, wo immer es steht, redet von Liebe, von der Liebe Gottes zu den Menschen, und von der Verpflichtung, Gott wieder zu lieben, für den wir erschaffen sind.

Und wie vieles anderes predigt noch der Kirchhof; da ist es vor allem noch die Nächstenliebe: „Die Liebe hört nimmer auf,“ jagt jener moosbewachsene Sockel; und tief im Gemüte mahnt eine leise Stimme mit Freiligraths unvergleichlichen Worten:

„O Lieb', so lang Du lieben kannst!
O Lieb', so lang Du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo Du an Gräbern stehst und klagst!“

Vom Tale herauf klang leise der Stundenschlag vom Kirchturm, welchen der schwarze Adler als altes Wahrzeichen des Städtchens mit ausgebreiteten Flügeln überschwebt. Meine Waldandacht auf dem Bergfriedhof war beendet. Ich begab mich wieder in den Zauberkreis des sonnigen Lebens, das drunten im Tale warm pulsierte, mit den schmelzenden Tönen des Kurkonzertes lockend zu Lebensfreude und Frohsinn. Noch war mir so eigen und traumhaft zu Sinne; mich hatte der Tod begrüßt.

Geht auch auf den Friedhof, liebe Leser, und läßt Euch von ihm erzählen — keine Märchen, sondern ernste Wahrheiten: die Geschichte unserer eigenen Zukunft, das Sterben und das Vergessenwerden. Und höret den Rat um das, was dem flüchtigen Leben Wert und Bedeutung verleiht für ewig. Denn „Eins nur ist notwendig.“

Kleine Rundschau.

13. Juli 1904.

Der bekannte Automobilist Charles Glidden aus Boston, der im letzten Frühjahr mit einem vierzylinder-Motowagen von 24 Pferdekraften über den nördlichen Polarkreis hinausgefahren ist, beabsichtigt, eine Reise um die Welt im Automobil zu machen. Die Strecke, die er zurückzulegen hat, schätzt er auf 20 000 Meilen. Er will mit seiner Frau, die ihn auch auf seiner Reise zum Polarkreis begleitete, und einem Ingenieur Charles Thomas aus London, im Oktober dieses Jahres aufbrechen. Wegen des Klimas wird die Reise wahrscheinlich in zwei Abteilungen gemacht werden, von denen die erste Ende dieses Jahres in Athen endet; die Gesellschaft wird nach Boston zurückkehren und dann von Athen im Oktober 1905 wieder aufbrechen. Bei dieser Anordnung werden die Reisenden zur geeigneten Jahreszeit den Polarkreis überschreiten. Glidden wird zu seiner Reise um die Welt, die 365 Tage in Anspruch nehmen soll, wiederum seinen Motowagen benutzen, der sich wiederholt trefflich bewährt hat.

Mit dem holländischen Unterseeboot „Fulton“ wurden kürzlich in Newport (Rhode Island) Versuche angestellt, um seine Verwendbarkeit nach allen Richtungen hin zu prüfen. In einer Entfernung von zehn englischen Meilen wurde eine Schießscheibe verankert, die ein feindliches Schiff darstellte, auf welches das Unterseeboot zwei erfolgreiche Angriffe machte. Bei dem einen dieser Angriffe war es vollständig unter Wasser. Mit seiner aus vierzehn Mann bestehenden Besatzung blieb das Boot zwölf Stunden unter Wasser. Alle Personen befanden sich, als es wieder an die Oberfläche kam, vollkommen wohl, und war so mit der Beweis erbracht, daß auch ein längerer Aufenthalt im Fulton unter Wasser möglich ist. Wie aus Newyork berichtet wird, hat der Kongreß 3 400 000 Mark für Unterseeboote bewilligt und stellte die Marineabteilung diese Proben an, um zu entscheiden, nach welchem Muster die Boote gebaut werden sollten.

Man macht neuerdings besondere Anstrengungen, den Segelschiffen im überseeischen Handelsverkehr eine bedeutende Rolle zu sichern, nachdem das größte Segelschiff der Welt „Breußen“ allen von seinen Eigentümern gehegten Erwartungen glänzend entsprochen hat. Das Schiff hat die Fahrt vom Canal bis nach dem chilenischen Hafen Tiquique — eine Reise von 12 000 Seemeilen — in 57 Tagen zurückgelegt und damit etwa die gleiche Zeit gebraucht wie die großen amerikanischen Frachtdampfer. Auch die neuerdings in Amerika gebauten Segelschiffe haben sich bewährt und scheint die Annahmeherechtig, daß die Segelschiffe nie verschwinden werden, wie man dies beim Aufschwung der Dampfschiffahrt glaubte.

Geheimer Rat Dr. Karl von Stremayr †.

Minister und Präsident a. D. des Obersten Gerichtshofes in Wien.

Karl v. Stremayr, der österreichische Kultusminister des liberalen Kabinetts Auerberg-Lasser, ist am 22. Juni 1904 auf seinem Sommeraufenthalt in Pottschach (Niederösterreich) gestorben. Der letzte Besuch, den der verstorbene Präsident empfing, war der des hochw. Herrn Weihbischofs Dr. Marschall aus Wien, der zur kirchlichen Visitation in Pottschach erschienen. Stremayr unterhielt sich mit dem Bischof sehr lebhaft im Rückblick auf vergangene Zeiten. Kurz nach dem Besuche fühlte sich Stremayr sehr unwohl, er bekam einen Schlaganfall, an dessen Folgen er einige Tage später starb.



Geheimer Rat Dr. Karl v. Stremayr †.
Minister und Präsident a. D. des Obersten
Gerichtshofes in Wien.

Eine inhaltsreiche Vergangenheit hatte dieser 81jährige Greis hinter sich, und man wird kein Blatt der innerpolitischen Geschichte Oesterreichs aus der Blütezeit des Liberalismus finden, auf dem nicht sein Name geschrieben stand. Karl von Stremayr war 1823 zu Graz als Sohn eines Feldapotheken-

beamten geboren. Der junge Stremayr vollendete seine Studien auf der Grazer Universität, wo er 1846 zum Doktor der Rechte promoviert wurde. Bald darauf trat er bei der Kammerprokuratur in den Staatsdienst. Bereits im Jahre 1848 wählte ihn der Rindberger Bezirk in das Frankfurter Parlament, dessen jüngstes Mitglied er war. In dieser Nationalversammlung schloß er sich dem linken Zentrum an.

Manchen ergreifenden Moment hatte der 23jährige Stremayr in Frankfurt am Main erlebt, so den, als im Jahre 1848 die Nationalversammlung den Erzherzog Johann von Oesterreich zum deutschen Reichsverweser wählte und der Präsident Freiherr Heinrich von Gagern das Wahlergebnis verkündete. Auch Stremayr hatte mitgewählt. Draußen donnerten die Geschütze und läuteten die Glocken. Der alte Arndt und der Historiker Gfrörer — auch sie waren unter den Abgeordneten — weinten laut. Frankfurt war beslaggt. Volkshausen durchzogen die Stadt und ließen bald den Erzherzog Johann, bald die Demokraten Hecker und Strube und die Republik leben. Der Aufenthalt in Frankfurt schloß mit einer großen Enttäuschung, und Stremayr verließ die Paulskirche mit zerstörten Hoffnungen.

Nach Graz zurückgekehrt, hatte er eine Stelle bei der Generalprokuratur des Grazer Oberlandesgerichts gefunden. Als im Jahre 1861 auf Grund der Februar-Verfassung die Wahlen für den steirischen Landtag ausgeschrieben wurden, wurde er zum Landtagsabgeordneten für die Vorstädte Graz gewählt. Durch volle 18 Jahre gehörte er dem steirischen Landtage an und bekleidete durch zehn Jahre das Amt eines Landesauschusses.

Im Herbst 1868 berief ihn Giskra als Ministerialrat ins Ministerium des Innern. Mittlerweile hatte ihn auch der steirische Landtag in den Reichsrat entsendet, wo er in die deutschliberale Partei eintrat.

Im Jahre 1870 wurde Stremayr Hofrat in dem Obersten Gerichtshof, bald darauf unter dem halbliberal schillernden Ministerium Potocki dieses Ministeriums. Er übernahm die Unterrichtsabteilung. Sein Hauptziel war, die Kündigung des Konkordats durchzusetzen, was ihm auch gelang.

Im Herbst 1870 mußte Potocki abtreten. Es kam das Ministerium Hohenwart. Stremayr kehrte abermals als Hofrat zum Obersten Gerichtshof zurück. Als aber dieses Ministerium schon nach sieben Monaten an den „Fundamentalartikeln“ des böhmischen Landtags gescheitert war und von neuem eine liberale Regierung, nämlich das Ministerium Auerberg, in das Amt berufen wurde, war Stremayr für dieselbe sofort der Unterrichtsminister. Fast ein Jahrzehnt hat er hierauf dieses Ressort verwaltet. In diese Zeit fällt die kirchenpolitische Gesetzgebung des Jahres 1874. Die kulturkämpferischen Bestrebungen seines Unterrichtsministers verfolgte der Kaiser mit banger Sorge, da zu fürchten war, daß sich in Oesterreich ähnliche traurige Zustände entwickeln werden, wie in Deutschland zur Zeit des Kulturkampfes.

Als Unterrichtsminister hat er eine neue deutsche Universität, die von Czernowitz, geschaffen und die Einheitlichkeit und den deutschen Charakter der Universität Prag aufrechterhalten. In diese Periode fällt auch der berühmte Erlaß, welcher die Ueberwachung der Predigten in den katholischen Kirchen anordnete. Im Jahre 1874 kam es zu

Studentendemonstrationen gegen den Unterrichtsminister, da er den Professoren eine größere Strenge bei den Staatsprüfungen zur Pflicht machte und eine Ueberwachung des Kollegienbesuches anordnete.

Während der Neubildung des Kabinetts Auerberg übernahm Stremayr am 15. Februar 1879 den Vorsitz im Minister-rat und wurde am 12. August 1879 Justizminister und Unterrichtsminister im Kabinett Taaffe.

Als solcher erließ er am 19. April 1880 die vielumstrittene Sprachenverordnung für Böhmen, welche das Prinzip der deutschen Staatsprache durchlöcherete. Einige Monate nachdem diese Verordnung erlassen worden war, trat Karl v. Stremayr aus dem Ministerium Taaffe, wurde zweiter und 1891 erster Präsident des Obersten Gerichts- und Kassationshofes. Im Jahre 1889 erfolgte seine Berufung in das Herrenhaus. Sein höchstes richterliches Amt hat Stremayr bis 1899 bekleidet, in welchem Jahre er, von seiner alten Feindin, der Gicht, welche ihn seit 30 Jahren immer wieder böß heimsuchte, allzusehr geplagt, seinen Abschied erbat, welcher ihm auch bewilligt wurde. Der österreichische Liberalismus verlor in Karl v. Stremayr einen seiner treuesten Söhne, der durch zähe Ausdauer und geschickte Benützung der jeweiligen politischen Lage seiner Partei wertvolle Dienste geleistet hat. Karl v. Stremayr hatte aber auch alle Fehler des österreichischen Liberalismus in sich vereinigt und diesem Umstand mag es auch zuzuschreiben sein, daß er die scharfen Umrisse in seinem Handeln verschmähte und die verschwimmenden Linien liebte.

Nach der feierlichen Eingsegnung der Leiche durch den Pfarrer von Pottschach wurde dieselbe nach Wien überführt und in der Schottentirche am 25. Juni nochmals eingeseget, worauf die Beerdigung auf dem Zentralfriedhof erfolgte.

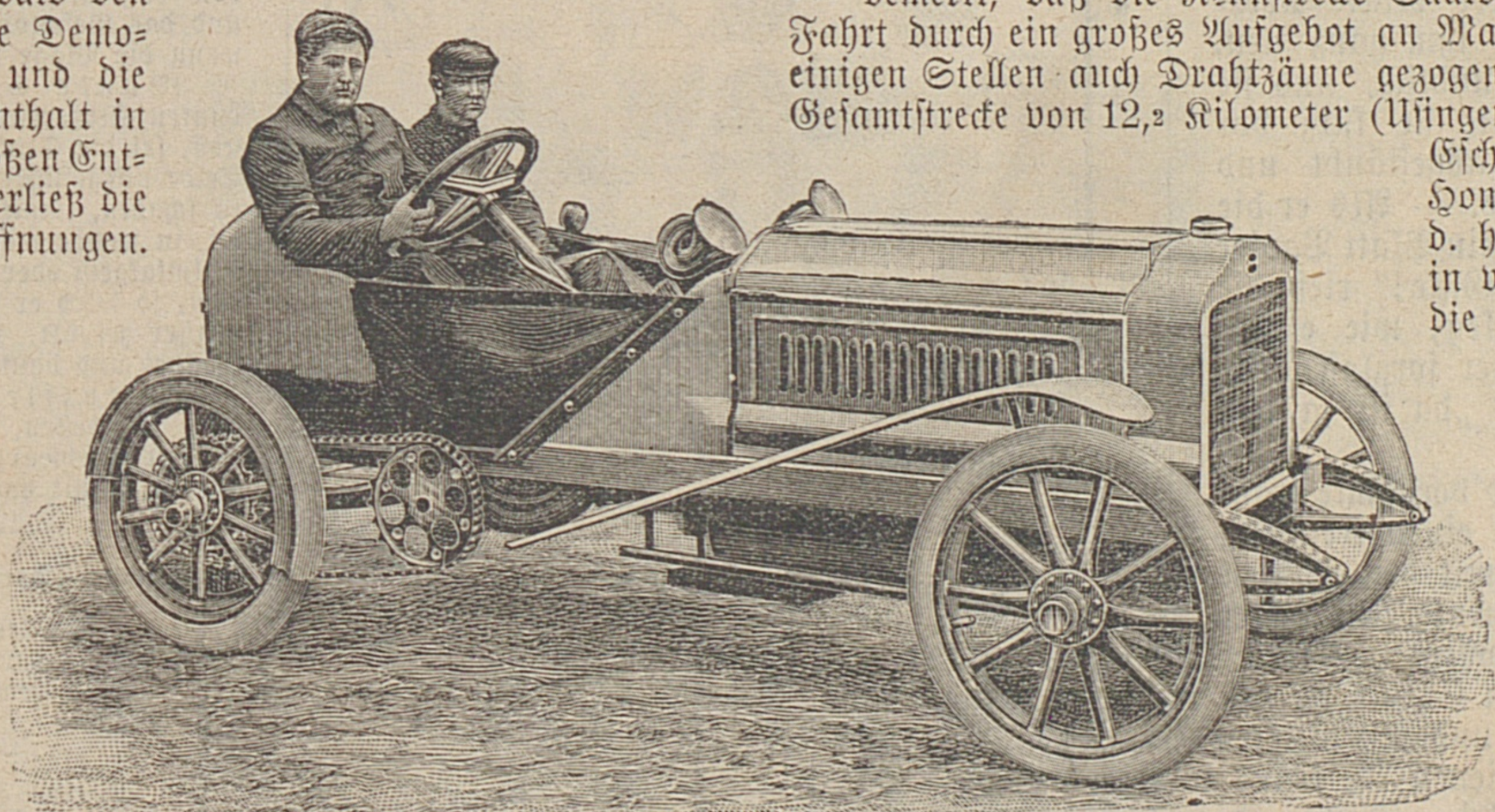


N. J. Bobrikow †.
Generalgouverneur von Finnland.

Vom Gordon-Bennett-Rennen bei Homburg v. d. H.

(Hierzu eine Abbildung.)

Zur Ergänzung des Berichts in unserer letzten Nummer sei noch bemerkt, daß die Rennstrecke Saalburg-Saalburg während der Fahrt durch ein großes Aufgebot an Mannschaften abgesperrt und an einigen Stellen auch Drahtzäune gezogen waren. Acht Orte mit einer Gesamtlänge von 12,2 Kilometer (Misingen, Weilburg, Limburg, Istein,



Vom Gordon-Bennett-Rennen bei Homburg vor der Höhe am 17. Juni 1904.

Der Sieger Théry-Frankreich (links) mit dem Mechaniker Müller (rechts) auf dem Vrasier-Wagen.

Gsch, Königstein, Oberursel und Homburg) waren „neutralisiert“, d. h. die Durchfahrt durfte nur in vermindertem Tempo erfolgen, die Wagen mußten am Eingang und am Ausgang der Ortschaft bei den Kontrollstationen halten. In der Nähe der Saalburg wurde ein besonderes Posthaus errichtet und eine Anzahl neuer Telegraphen- und Fernspreitleitungen hatte den Nachrichtendienst zu ermöglichen. Für Aufrechterhaltung des Verkehrs auf der Strecke waren 17 Straßenüberführungen und zwei Unterführungen gebaut worden. Den Sicher-

heitsdienst versahen 1410 Wachtposten, 101 Gendarmen, 80 Aufseher, 40 Signalposten, 9 Flaggenposten, Radfahrer und sonstige Kontrolleure. Auf der Strecke waren insgesamt 21 Aerzte postiert. Die Tribünenplätze wurden mit 50 Mark verkauft. In vielen der Dörfer am Wege gab es längst kein nach der Strecke zu gelegenes Fenster mehr zu vermieten — alles war zu Preisen zwischen 30 und 40 Mark ausverkauft worden. An „Zuschauer-Automobilen“ waren in der Gegend rund 2000 angemeldet.

N. J. Bobrikow, Generalgouverneur von Finnland †.

(Mit Abbildung.)

Der russische Generalgouverneur des Großfürstentums Finnland, N. J. Bobrikow, wurde am Vormittag des 16. Juni 1904 zu Helsingfors von Eugen Schuman, dem Sohne eines früheren Senators, durch zwei Revolvergeschüsse schwer verwundet. Der Täter, zuletzt Beamter der General-Unterrichtsverwaltung und vormals Senatsbeamter, erschoss sich darauf. In der Nacht zum 17. Juni starb der Generalgouverneur. Zweifelloß war es der Groll über die von dem Verewigten befolgte Russifizierungspolitik, die dem Attentäter die Waffe in die Hand drückte. Im Jahre 1839 geboren, wurde Bobrikow mit neunzehn Jahren Offizier in einem russischen Schützenbataillon und schuf sich dann selbst durch hervorragende Tüchtigkeit und eisernen Fleiß eine glänzende militärische Laufbahn. Seit 1898 war er Generalgouverneur von Finnland.

Ernstes und Heiteres.

(Nachdruck verboten.)

Sinnspruch.

Für bare Münze nimmt der Tor
Der rechte Mann befragt zuvor,
Des Schmeichlers List, Wer Jener ist? —
Jos. Sieberg.

[Eine Klippe von natürlichem Glase.] Im Yellowstonepark in Wyoming befindet sich eine Klippe aus natürlichem Glase von nahezu einem Kilometer Länge und 150—200 Fuß Höhe. Das Material, aus welchem sie besteht, ist ebenso gutes Glas wie das künstlich hergestellte. Das dicke Glas, das die Grundlage bildet, ist 75—100 Fuß dick, der obere Teil dagegen, der mehr unter der Einwirkung von Sturm und Regen zu leiden hat, ist mit der Zeit bedeutend dünner geworden. Das Glas der Klippe ist natürlich nicht durchsichtig und farblos, sondern vorwiegend schwarz; einige Stellen sind gepunktet und gestreift. Die hier auftretenden Farben sind Braunrot, Olivgrün und Braun.

[Verschnapppt.] Ein wohlhabender Kaufmann hatte den Geistlichen seines Kirchspiels zu Tisch gebeten, und derselbe war der Einladung gefolgt. Bei Tisch drehte sich das Gespräch um die Zerstreutheit. — „Ich bin fürchterlich zerstreut“, sagte die Hausfrau, „und habe schon manches verlegt. Vor sechs oder sieben Jahren zum Beispiel gab mir eine Freundin ihr berühmtes Marmeladenrezept. Zu Hause legte ich es an einen Ort, wo ich sicher war, es wiederzufinden, wenn ich es brauchte. Und doch konnte ich mich nach vierzehn Tagen, als ich es suchte, absolut nicht befinden, wohin ich es getan hatte, und habe es bis heute noch nicht finden können.“ — Nach Tisch wendete sie sich an den geistlichen Herrn und bat ihn liebenswürdig: „Würden Sie uns vielleicht ein Kapitel aus der Bibel vorlesen? Wir sind daran gewöhnt, mindestens ein Kapitel jeden Abend zu lesen.“ — Der Hausherr blickte überrascht auf, denn das war ihm ganz neu. — Der Pastor bejahte freundlich, und sie holte die Familienbibel, die sie kurz vor seiner Ankunft sorgfältig abgestäubt und recht sichtbar hingelegt hatte. — Als er die Seiten umwendete, flatterte ein Blatt Papier zu Boden. — „Du meine Güte!“ rief die Hausfrau, ohne zu bedenken, wie eigenfremdlich ihre Worte nach ihrer sorglosen Behauptung klingen mußten, „da ist ja das Marmeladenrezept!“

[Anerkennung.] Der berühmte französische Arzt Malorin hatte einen Kranken, welcher seinen Vorschriften mit der größten Genauigkeit nachkam und alle Medicinen und Medicamente, sie mochten noch so schlecht schmecken, ohne Widerrede hinunter würgte. Eines Tages beobachtete er ihn, wie er ein ganzes Quantum Chinin zu sich nahm, und sagte ihm im Tone größter Anerkennung und mit bitterem Ernste: „Mein Freund, ich danke Ihnen; Sie verdienen es, krank zu sein.“

[Im Damenabteil.] Dame (die durch das fortgesetzte Schreien eines kleinen Kindes belästigt wird): „Sagen Sie 'mal, ist der Schreihals ein Knabe oder ein Mädchen?“ — „Ein Buberl!“ — „So! Dann werden Sie hoffentlich bei der nächsten Station mit ihm aussteigen. . . . Was tut denn ein Herr hier im Damenabteil?“

[Verräterischer Glanz.] Feldwebel (beim Ausrüden zur Gefechtsübung): „Sie wissen doch, Gefreiter, daß heut' die Stiefel gewischt sein sollen; warum haben Sie sie geschmiert?“ — Gefreiter: „Um vom Feinde nicht so leicht bemerkt zu werden, Herr Feldwebel!“

[Ein gesundes Schloß.] Käufer: „. . . Aber der nahe Sumpf! Gewiß ist das Schloß ungesund!“ — Agent: „Gar nicht! Seit dreihundert Jahren spukt 'ne Gräfin drin und is noch kerngesund!“

[Ein tüchtiger Engländer.] „Na, Charlie, alter Knabe, wie kommst Du zurecht mit Deinem Zweirad?“ — „Oh! Famos! Gestern rannte ich zwei dicke Damen um und heute drei Doggen — ohne herunterzufallen.“

[Unangenehme Druckfehler.] . . . Es lag dem Studiosus wie Schoppen vor den Augen. — . . . Nun erhob sich der joviale Hausherr und brachte in einigen lausigen Versen das Wohl des Brautpaares ans.

[Immer der Gleiche.] Kaufmann (dessen Kanarienvogel soeben verendet ist, zum Geschäftsführer): „Lassen Sie die Platate draußen befestigen mit der Aufschrift: „Ausverkauf wegen Todesfall.“

[Der Pechvogel.] „Ich bin doch ein ausgesprochener Pechvogel! Kaufe ich mir gestern eine Flasche Insektenpulver, komme nach Hause — öffne dieselbe — läuft nicht ein lebend'ger Schwab' heraus!“

[Mücken] hindert man dadurch am Stechen, daß man sich mit einem nach Erdöl duftenden Lappen über die Haut fährt. Wenn Erdöl zuwider ist, der erreicht den Zweck auch durch Waschen mit einer Schwefeltee- oder einer Karbolseife. Von Anglern und Jägern wird jedoch am meisten gepriesen eine Abkochung von Bernut mit Wasser; man benützt sie kalt, indem man sich Gesicht und Hände damit einreibt. Auch das Einreiben mit rohen Salbeifolien soll die Mücken vom Stechen abhalten. Gegen den Stich selbst empfiehlt sich am meisten stark alkalische Seife, die einen Ueberschuß von Soda hat. Man schneidet sich aus der Seife einen Stütz, mit dem man die Stichstelle gehörig reibt. Auch Betupfen mit Salmiak lindert den Juckreiz.

[Gegen Ameisenbiss] ist das Eintaugen in oder Betupfen der verletzten Stelle mit kalter Milch das beste Viderungsmittel.

[Schweinekoteletten in Weinsauce.] Sechs Personen. Auserhalb Stunden. Die Koteletten werden geklopft, geweffert, gefalzen und in wenig Butter auf beiden Seiten angebraten, dann gießt man das Fett ab, legt die Koteletten in eine Kasserolle dicht nebeneinander, gibt eine kleine mit 2—3 Kernen geschnittene Zwiebel, eine Mohrrübe, zwei Glas Weißwein und zwei Glas Wasser dazu und dampft die Koteletten eine halbe Stunde darin. Dann rührt man die Sauce durch ein Sieb, bindet sie mit ein wenig heller Mehlbrei, würzt mit 10—12 Tropfen Maggi's Würze und zieht sie mit 1—2 Eidottern ab. Man kann aber, bei demselben Verfahren für die Sauce, die Koteletten auch in Ei und geriebener Semmel umweiden und in siedendem Fett noch einmal ansbacken.

[Kartoffelsalat.] Ein Liter Kartoffeln kocht man mit der Schale, schält sie heiß ab, schneidet sie in nicht zu dünne Scheiben in einen Napf, in welchem man vorher Salz, Pfeffer, gehackten Schnittlauch, zwei Eßlöffel Essig, einen halben Löffel Mostich und fünf Eßlöffel Del miteinander vermischt hat, schwenkt den Salat gehörig durch, läßt, falls er zu trocken ist, einige Löffel Del hinzu, schmeckt ihn gehörig ab und richtet ihn in einer Salatschüssel an.

[Hochdauer des Einsiedens der Obstfrüchte.] Bei der Herstellung der sogenannten Einmachfrüchte oder des Obstes in gesponnenem Zucker ist die Dauer des Einsiedens der vollen Gläser im Wasser eine verschiedene; sie beträgt z. B. bei Birnen durchschnittlich 30—60 Minuten, bei Pfäumen, Pfirsichen und Aprikosen (Marillen 30—50 Minuten, bei Stachelbeeren, Johannisbeeren, Heidelbeeren und Kirichen 15—20 Minuten, wobei die Zeit vom Beginne des Siedens an gerechnet wird.

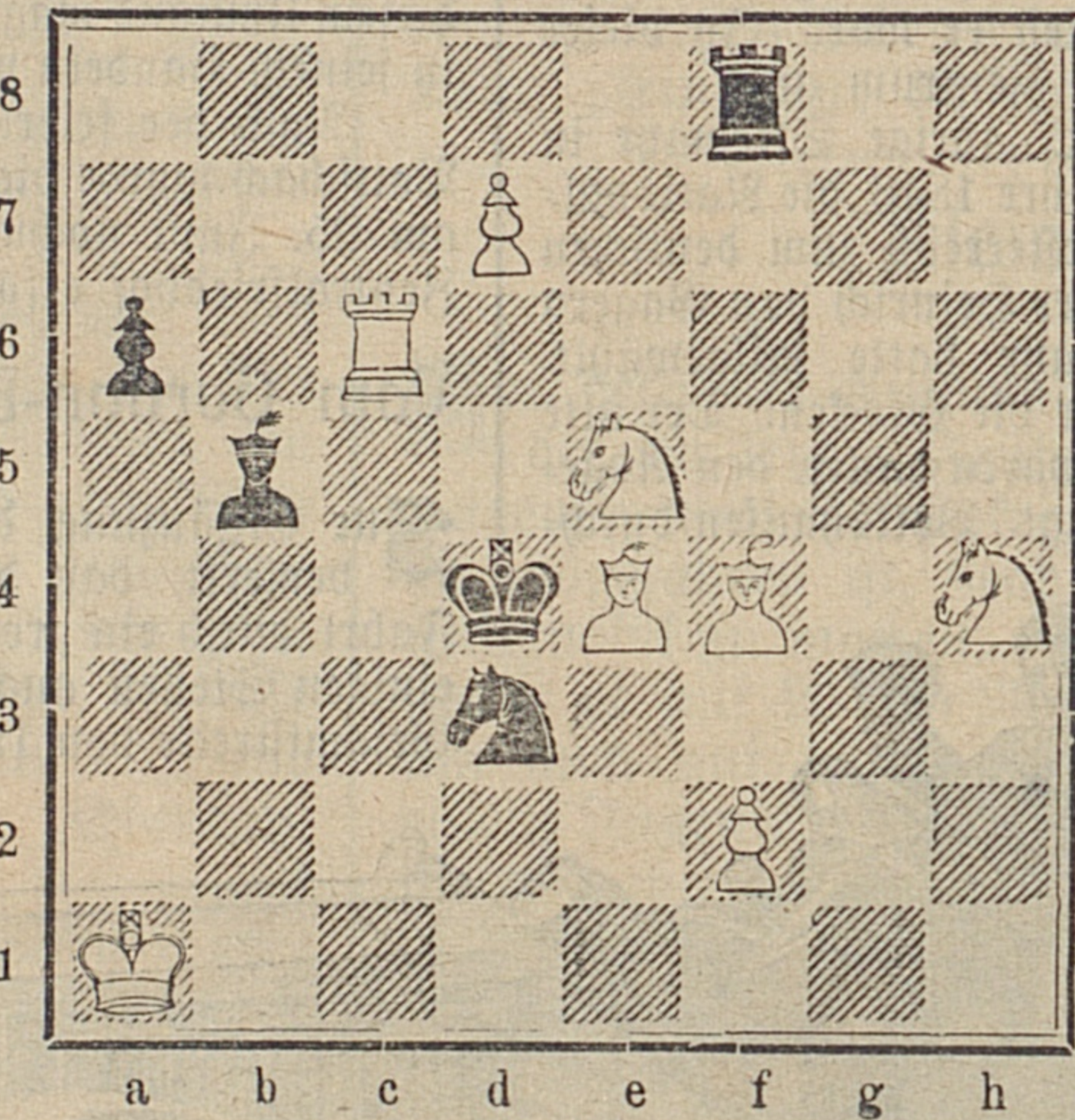
[Wie geschieht das Vertreiben von Fliegen aus Vorratsräumen?] Man verdundelt die Fenster des betreffenden Raumes bis auf einen enger Spalt. Die Fliegen sammeln sich bald vor demselben, worauf sie mit frischem Insektenpulver eingestäubt werden. Die Fliegen werden dadurch aber nur betäubt und nicht getötet und müssen deshalb zusammenkehrt und vernichtet werden. Das Anbringen von engmaschigen Fliegenfenstern aus Drahtgewebe und das Geschloßhalten der Türen ist unerlässlich, wenn die Plage nicht überhandnehmen soll.

[Bunte Stickerien zu waschen.] Bei bunten Stickerien auf grauem oder weißem Leinwandstoff, sei die Stickerie mit in Baumwolle, Wolle oder Seide ausgeführt, wende man, um den Farben nicht zu schaden, immer eine Mischung von Seifenwurzeln an, in welche man, wenn sie abgekühlt, einige Tropfen Salmiakgeist oder Terpentin gießt. Ist der Gegenstand rein, so wird er zuerst in lauwarmem, dann in kaltem Wasser gespült, zwischen einem Tuche ein wenig getrocknet und dann auf der linken Seite gebügelt.

[Glanzlichter] aus schwarzem Kaschmir entfernt man am besten, wenn man einen schwarzwollenen Lappen in schwarzem Kaffee trinkt und die betreffenden Stellen damit vorsichtig abreibt.

Schach.

Weiß zieht und setzt mit dem 3. Zuge matt.
Schwarz.



(Die Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Ergänzungs-Aufgabe.

u	i	l
e	t	i
i	r	m
i	i	e
e	n	c
a	o	f
i	m	n

Die leeren Felder in nebenstehender Figur sind in der Weise mit Buchstaben auszufüllen, daß in den wagerechten Reihen sieben Wörter entstehen. Dieselben bezeichnen:

1. eine Stadt in den Vereinigten Staaten.
2. eine Landschaft in Oberitalien.
3. ein Durchsichtsgemälde.
4. einen französischen General.
5. einen Badeort in Böhmen.
6. einen Fluß in Rußland.
7. einen Edelstein.

Sind die Wörter richtig gefunden, so ergeben die dritte und die fünfte senkrechte Reihe, von oben nach unten gelesen, zwei neue Wörter und bezeichnen zwei der Vereinigten Staaten. Paul K. v. n.

Säulenträssel.

a a a a a	Stadt in Westfalen,
d d e	Körperteil,
e e e	Zeitabschnitt,
e e f	russisches Gouvernement,
f g h	Vogel,
i i i	Gotteshaus,
t l m	Flüßchen,
m m m	Person der deutschen Sage,
n n n o	heiliglicher Titel,
r r s t u u u	Volkstamm.

Die Buchstaben vorstehender Figur sind derart umzustellen, daß in den einzelnen wagerechten Reihen den nebenstehenden Benennungen entsprechende Wörter entstehen, während die senkrechte Mittelreihe einen allbekanntem deutschen General nennt.

(Die Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Aus voriger Nummer.

Auflösung des Arithmogryphs:
Gladsstone.
London
Altona
Danzig
Senegal
Toledo
Stunde
Rozent
England

Auflösung des Rätsels:

Gräbe — Rabe.

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag der Aktiengesellschaft „Badenia“ (H. Vogel, Direktor) in Karlsruhe.